

---

# Wenig zu bringen

Predigt über Markus 12,41-44\*

Matthias Walter

---

**12,41 Und Jesus setzte sich dem Opferkasten gegenüber und sah zu, wie das Volk Geld einlegte in den Opferkasten. Und viele Reiche legten viel ein. 42 Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein; das macht zusammen einen Pfennig. 43 Und er rief seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: »Wahrlich, ich sage euch: Diese Witwe hat mehr in den Opferkasten eingelegt als alle, die etwas eingelegt haben. 44 Denn sie haben alle etwas von ihrem Überfluß eingelegt; diese aber hat aus ihrem Mangel ihre ganze Habe eingelegt, alles, was sie zum Leben hatte.«**

Sie steht auf. Immerhin, sie wohnt in Jerusalem. Da hat sie's nicht weit. Kann sie jeden Tag in den Tempel. Anders wäre es gar nicht möglich. Von Galiläa etwa würde sie es auch nicht einmal im Jahr schaffen. Die Reisekosten. Aber so geht's.

Jetzt die Sandalen, den Umhang. Als sie ihn sich umwirft, schlägt Metall aneinander. Sie greift in die Tasche und fühlt die beiden Münzen. Für den Opferkasten im Tempel. Viel ist es nicht. Aber es ist alles. Gott weiß es.

Ein kurzer Fußweg führt sie zum Tempelberg, und einen Augenblick später liegen ihre beiden Münzen im Opferkasten. Unschlüssig steht sie ein Weilchen noch daneben. Für ein eigenes Opfertier ist natürlich kein Geld mehr da, war es schon lange nicht mehr. Nicht einmal für eine Taube. Sie wird einfach noch ein bißchen dableiben, beten, die Tempelatmosphäre genießen.

Aber nicht hier: Sie fühlt sich beobachtet. Der Mann da hat jetzt sogar seine Freunde herbeigerufen. Reden die über sie? Na ja, wie sieht sie auch aus?! Und daß gerade vor ihr die vielen Reichen an den Opferkästen waren. Da muß sie ja auffallen. Sie verschwindet in der Menge.

Aber der Mann da hat schon genug gesehen. Und was er gesehen hat, das hat ihn beeindruckt. Schade, daß sie nicht mehr gehört hat, was er zu seinen Freunden gesagt hat. »Wahrhaftig«, sagt er, »mehr als alle hat sie gegeben, ihr ganzes Leben nämlich!« Es hätte ihr sicher gutgetan,

---

\* Predigt gehalten am 7. März 1999 in der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Sindelfingen. Für die Veröffentlichung wurde sie geringfügig überarbeitet.

das zu hören. Vielleicht wäre es ihr aber auch unangenehm gewesen. Vielleicht hätte sie die ganze Sache nicht so hochgehängt. Ein Pfennig – bitte, immer auf dem Teppich bleiben!

Für Jesus aber steht diese Begegnung am Ende seines eigenen Weges, und sie bekommt schon von daher ein ganz besonderes Gewicht. Blicken wir zurück: Mit ihm ist das Reich Gottes zum Greifen nahe gekommen. Wo er ist, da ist es schon. Und er hat eingeladen, sich schon jetzt ganz auf diese neue Welt Gottes einzulassen. Er hat erzählt davon, in wunderbaren Bildern, in schlichten Vergleichen. Er hat erzählt davon, wie es sein wird und wie das heute schon anfangen kann. Überall da nämlich, wo Menschen ganz dem Gott vertrauen, dessen Nähe er angesagt hat, mehr noch: der in ihm, in Jesus selber, zu erleben war.

Er hat Freunde gefunden, die sich auf ihn und auf Gottes neue Welt eingelassen haben. Als seine Jünger haben sie ihn begleitet. Er hat Menschen geheilt, deren Glauben sie für seine Macht geöffnet hat. Er hat Menschen zu essen gegeben und gehofft, sie würden verstehen, daß in Gottes neuer Welt die Fülle regiert. Er hat sogar Tote auferweckt, damit deutlich würde: Gottes neue Welt ist nicht mehr aufzuhalten.

Jesus hat Spuren hinterlassen. Viele haben ihm geglaubt, ob sie ihm nun nachgefolgt sind oder nicht. Natürlich hat er auch das Gegenteil erlebt: Menschen, die zu sehr in den alten Zwängen behaftet waren, um sich auf ihn einzulassen. Zwänge ihres Denkens etwa, Zwänge eines religiösen Systems, für das die Freiheit der neuen Welt Gottes eine Gefahr bedeutete. In vielen Gesprächen mit Pharisäern ist ihm das begegnet, auch jetzt gerade wieder, kurz bevor er sich vor den Opferkästen niederläßt. Zwänge aber auch des Besitzes, der wichtiger wird, als es ihm gebührt. Ich erinnere an den Mann, den wir den »reichen Jüngling« nennen.

Aber hier, diese Witwe, die vertraut. Nach den vielen Begegnungen, die Jesus hatte, und bevor er seinen eigenen Weg zu Ende geht, findet er hier noch einmal Glauben. Ihren ganzen Lebensunterhalt gibt sie Gott, man kann auch übersetzen: ihr ganzes Leben. Es ist nicht viel, aber es ist alles. Und für einen solchen Glauben verbürgt sich Jesus. Er spricht dazu sein Amen. Ausleger des Neuen Testaments haben festgehalten: Wenn Jesus mit »Amen, ich sage euch« anfängt, dann folgt mehr als ein bloßer Kommentar oder ein weiser Satz. Wenn Jesus »Amen«, das heißt »So sei es!«, sagt, dann spricht der, der die Zukunft in der Hand hat. Mit »Amen, ich sage euch« stellt sich der hinter den Glauben der Witwe, der sich als einziger dafür verbürgen kann, daß dieser Glaube ans Ziel kommt.

Wenn sich Jesus hinter diesen Glauben stellt, dann lohnt es sich, wenn wir ihn uns ein wenig ausführlicher ansehen. Dreierlei zeichnet diesen Glauben aus: Es ist ein Glaube, der wenig zu bringen hat. Es ist ein Glaube, der dennoch alles gibt. Und es ist ein Glaube, der alles hofft, alles von Gott erwartet.

Ein Glaube also erstens, der wenig zu bringen hat. »Aus ihrem Mangel« gibt die Witwe. Und hier müssen wir gleich sagen: Das ist ja nicht im-

mer unsere Erfahrung. Es gibt ja auch das andere: Voller Vertrauen, mit großem Glauben, ausgerüstet mit dem Notwendigen, gehen wir in unserem Glauben einen Schritt voran. Wir haben die Kosten überschlagen, wir sind geschult, wir haben den Segen Gottes erhalten. Ich fühle mich gut darauf vorbereitet, der Nachbarin zu erzählen, was mir mein Glauben bedeutet. Ich fühle mich gut darauf vorbereitet, im Büro beim Mobbing nicht mitzumachen und das auch mit meinem Glauben zu begründen. Ich fühle mich gut darauf vorbereitet, mein Portemonnaie zu öffnen für Gott, weil ich weiß, daß er für mich sorgen wird. Ich fühle mich gut darauf vorbereitet, nach der Schule ein Jahr für Gott zu investieren, weil ich glaube, daß er mir dieses Jahr, um das sich mein Berufseinstieg verlängert, nicht schaden läßt.

Wunderbar, wenn wir solch einen Glauben haben. Wunderbar, wenn wir uns von Gott mit allem Nötigen ausgestattet wissen und mutig drauflos gehen. Aber immer ist das ja nicht so. Nicht weniger oft geht es mir so, daß dem mutigen »Herr, ich glaube« ziemlich schnell das gar nicht mehr so entschlossene »Hilf meinem Unglauben« folgt. Am Abend in der Gemeinde einen Vortrag gehört und glaubensvoll Entschlüsse gefaßt, vor denen es mir am nächsten Morgen bei Tageslicht graust. Oder da hat jemand über seine Gaben nachgedacht, hat vielleicht die eine oder andere neu entdeckt, ist sich aber noch unsicher, weil sich manches erst undeutlich zeigt. Ist das nicht zu wenig, um es für Gott einzusetzen? Müßte ich da nicht erst viel sicherer, viel kompetenter werden? Kann Gott mit diesen Gaben für einen Pfennig etwas anfangen? Oder ein aktuelles Beispiel aus meinem Leben: Voll Vertrauen haben wir uns auf die Berufungsgespräche mit euch als Gemeinde in Sindelfingen eingelassen und gleichzeitig doch mit bangem Herzen, ob Kraft und Weisheit für die Aufgabe reichen, oder ob die Kinder den Ortswechsel gut verarbeiten.

Ein Glaube ist das, der wenig zu bringen hat, mehr noch: ein Glaube, der sich seiner selbst ganz und gar nicht immer sicher ist. Aber das ist ein Glaube, der eben darin erst zum Glauben wird. Ein Glaube nämlich, der weiß, daß er immer gestärkt werden muß; ein Glaube, der weiß, daß es im Reich Gottes um Dinge geht, die er sich letztlich nur schenken lassen kann; ein Glaube, der weiß, daß er nicht mehr zu tun hat als zu sagen: »Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben«. Schön – und wichtig, wenn wir uns gut vorbereitet und ausgestattet wissen. Den Glauben wird das aber nicht ersetzen können, denn was aus dem wird, was ich in der Nachfolge tue und rede, das ist Gottes Sache und damit Vertrauenssache. Was aus *mir* wird in der Nachfolge, das ist Gottes Sache und damit Vertrauenssache. Und weil es Gottes Sache ist, kann ich das wenige, was ich habe, das wenige an Mitteln und das wenige an Glaubenskraft, getrost bringen, weil Gottes Sohn nämlich am Opferkasten sitzt und sich für den Glauben derer verbürgt, die wenig zu bringen haben.

Das zweite über diesen Glauben: Es ist ein Glaube, der wenig zu bringen hat und doch alles gibt. »Aus ihrem Mangel« gibt die Witwe, aber sie

gibt »alles, was sie hat, ihr ganzes Leben.« Ich habe mich in der Vorbereitung gefragt: Was macht diesen Text eigentlich zu einem Text des Evangeliums? Geht es hier nicht schlicht um die gleichsam mathematische Aussage, daß ein Pfennig von einem Pfennig 100 Prozent sind und also relativ mehr als 20 Mark von 200? Geht es nicht schlicht um die Wahrheit, daß für ein Kind, das in Klassenarbeiten nicht über Vieren hinauskommt, eine Drei ein großer Erfolg ist? Aber dann denke ich: Jesus wollte bestimmt nicht am Ende auch noch seine Rechenkünste oder seinen Gerechtigkeitsinn demonstrieren. Nicht um dieses Verhältnis von Vermögen und Einsatz geht es, sondern darum, daß hier jemand alles nur noch von Gott erwartet. Und hier muß gleich gewarnt werden: Man hat ja schnell Leute vor Augen, die alles stehen und liegen lassen, sich von allem trennen, um ganz Gott zu dienen: angefangen bei den Mönchen und Nonnen des Mittelalters über die großen Missionarsgestalten in China oder Albert Schweitzer in Afrika bis hin zu den Wycliff-Übersetzerinnen, die, als Krankenschwestern getarnt, in streng islamischen Ländern den Menschen das Evangelium bringen. Alles Menschen, die für sich keine Pläne machten und machen, sondern die ganz Gott dienen. Solche Beispiele lassen uns ja aber oft nur resigniert und trotzig zurück: Wer kann das schon leisten von uns, und: Eigentlich *will* ich das auch gar nicht, aber: Darf ich das nicht wollen? Muß ich nicht immer alles geben wollen? Und schon haben wir aus dem Evangelium ein Gesetz gemacht, einen moralischen Standard an Hingabe definiert, dem *ich* etwa, zumindest im Augenblick, nicht gerecht werde.

Wie können wir dieser Falle entgehen? Wie können wir davor geschützt sein, uns von moralischen Standards unter Druck setzen zu lassen, aus dem Evangelium ein Gesetz zu machen? Ich denke, es ist zu unterscheiden: Wir orientieren uns nicht an moralischen Standards, sondern an Gottes Reden zu uns. Nichts anderes haben ja auch all die Mönche, Nonnen, Missionare usw. gemacht: Gott hatte einen Plan für sie, und sie sind diesem Plan gefolgt. Es war ihr Auftrag, es war der Ruf Gottes für sie ganz persönlich.

Mir fällt ein Ausspruch ein, den man gelegentlich z.B. in der Politik hört: »Wir haben alles mögliche unternommen.« Geht es aber darum, alles mögliche zu tun, oder das jetzt Nötige? Wer glaubt, tut nicht alles mögliche, sondern das, was Gott ihm sagt, das, was jetzt geboten ist. Und das ist nicht immer dasselbe und das ist schon gar nicht für jeden und jede das gleiche. Und deswegen geht es auch nicht immer, ich behaupte sogar: es geht in den selteneren Fällen um solche Grenzfälle, in denen wir alles einsetzen, uns vielleicht von allem trennen, auf unser berufliches Fortkommen verzichten, unseren Besitz verkaufen, unsere Familie verlassen um Gottes willen. Auch das gibt es, keine Frage, auch so redet Gott, und wer Gott so zu sich reden hört, muß sich ernsthaft überlegen, was er darauf antwortet. Nicht alle Christen jedoch sind am Anfang als besitz- und heimatlose Wandermissionare unterwegs gewesen. Die mei-

sten bekehrten sich in Korinth, Philippi oder Rom und blieben dort, in ihren Familien, in ihren Häusern, an ihrer Arbeit. In der Regel also geht es um mein ganz normales Leben, in dem es genug Gelegenheiten gibt zu hören, wo ich meinen kleinen Glauben einsetzen kann. Es geht darum, daß ich mein Leben Gott gebe in den schweren Entscheidungen, aber auch in den leichten; daß ich Gott mein Leben gebe mit meiner Traurigkeit und mit meiner Freude; daß ich Gott mein Leben gebe im Verzichten und im Besitzen.

Mit ihrem Pfennig gibt die Witwe ihren ganzen Lebensunterhalt, ihr ganzes Leben, und erwartet alles von Gott. Und wenn Jesus sich für ihren Glauben verbürgt, dann sagt das der, der von sich selbst nichts zurückgehalten hat für uns; der das, was er hatte, nämlich seine Gottgleichheit, nicht wie einen Raub festhielt, so Paulus an die Philipper, sondern der wurde wie wir, menschlich mit allem, was dazugehört; der am Ende sich selbst gegeben hat, an dem Ende, das er hier, an den Opferkästen, schon unmittelbar vor sich sieht, und an das wir in der gerade vorbeigegangenen Passionszeit besonders gedacht haben.

Jesus fordert seine Jünger nicht auf, es der Witwe gleichzutun. Er sieht, was sie getan hat, er staunt über ihren Glauben, und was er sieht, sieht er schon von seiner eigenen Lebenshingabe her. Mehr nicht. Kein Appell, wie die Witwe alles zu geben. Und das hat seinen guten Grund, denn wer sich und das Seine Gott gibt, kann das nur als Antwort tun auf Jesu eigene Hingabe für sich. »Antwort« heißt, daß diese Hingabe Jesu zunächst etwas mit meinem Leben zu tun bekommen hat. Es ist nicht das »Nun sag' der Tante auch brav Dankeschön!« Natürlich ist auch das dann herausgepreßte Dankeschön eine Antwort. Die hat aber nichts mit meinem Leben zu tun, weil es, wenn solch eine Aufforderung zum Danken nötig ist, ja vermutlich wieder die falsche, ungenießbare Sorte Schokolade war oder zum dritten Mal die gleiche Kassette. Wer Jesus mit seinem Leben dankt, der sollte das nicht als Pflicht tun, sondern nur dann, wenn er erlebt hat, daß er tatsächlich diesem Herrn alles verdankt, daß sein Leben bei Gott in guten, in den besten Händen ist. Die Pflicht nutzt sich ab, Hingabe als moralischer Standard ist Gesetz, versucht etwas zu erreichen, was man doch nur geschenkt bekommen kann: das Ja Gottes nämlich zu meinem Leben, zu dem Vielen, Guten und Schönen darin, zu dem Häßlichen, Unfertigen, Wenigen aber noch mehr. Die Hingabe gibt alles, weil sie alles erhalten hat.

Und das dritte schließt sich nun an: Die Witwe bringt wenig, gibt alles und erwartet nun alles von Gott. Statt im Opferkasten hätte der Gegenwart der beiden Münzen auch in ihrem Magen landen können, und das wäre wahrhaftig keine Prasserei gewesen. Wie dankbar muß sie sein, was muß sie schon alles mit Gott erlebt haben, wie oft muß ihr Gott schon begegnet sein als der, der weiß, was sie braucht und der ihr gibt, was sie braucht. Offensichtlich hatte sie genug erlebt mit Gott, um wieder alles zu geben und alles zu erwarten.

Wer weiß, daß er sein Leben Gott verdankt, der hofft und erlebt, daß Gott auch weiterhin für ihn sorgt, dafür verbürgt sich Jesus mit seinem »Amen«. So sorgt Gott selbst dafür, daß uns der Erfahrungsgrund für unser Vertrauen nicht wegbröckelt oder sich die Erinnerungen daran in ferne Vergangenheiten verflüchtigen. Es ist ein Wechselspiel von Zuwendung Gottes und unserem Vertrauen.

Und wenn nicht? Was, wenn die Witwe abends nach Hause kommt und der Magen knurrt und sie hungrig einschläft? Was, wenn ich meine kleine Begabung einbringe und gehe baden mit meiner Jugendstunde? Was, wenn ich beim Mobbing nicht mitmache und fortan geschnitten werde? Was dann? Umsonst gehofft?

Es wird solche Punkte geben. Es wird Zeiten und es wird Erlebnisse geben, bei denen mein Vertrauen mehr gefordert ist als sonst; Zeiten, in denen die Münzen nicht so einfach in den Opferkasten wandern oder ich mir wünsche, ich könnte sie wieder herausholen. Was dann helfen kann, ist, denke ich, folgendes: Alles von Gott zu erwarten, nur auf ihn zu hoffen, das heißt eben, auf jemanden und nicht auf etwas zu hoffen. Nicht, daß etwas bestimmtes eintritt, ist die Perspektive meines Glaubenswagnisses, sondern daß ich an der Seite von jemandem bestimmten gehe. Nicht etwas ist mir verheißen, sondern jemandes Nähe, Gottes Nähe. Es ist dies eine schwierige Sache, und sie von hier oben zu sagen, macht angreifbar, weil es nach verträglicher Vereinfachung klingt und oft wohl auch so gemeint war. Eben deswegen kann dieses Vertrauen auch nicht gefordert werden, eben deswegen kann dieses Vertrauen auch kein moralischer Standard sein. Der gilt nämlich nur so lange, wie er funktioniert. Wer aber aus Dankbarkeit dem vertraut, dem er sein Leben verdankt, wird nicht auf das Ergebnis sehen, sondern wird sich an der Nähe zu Gott freuen, wird mit dem Psalmisten sagen: »Wenn ich nur dich habe ...«

In dieser Nähe zu Gott wird er das »Amen« Jesu zu seinem Vertrauen, zu seinem Glauben hören. Was diesen Text zu einem Text des Evangeliums macht, ist letztlich derjenige, der hier zu Wort kommt. Was diesen Text zu einem Text des Evangeliums macht, das ist das »Amen« Jesu zum Glauben der Witwe. Wenn Jesus sich für den Glauben der Witwe verbürgt, die ihren ganzen Lebensunterhalt und damit ihr ganzes Leben Gott anvertraut hat, dann tut er das als der, dessen eigener Weg darauf hinausgelaufen ist: »Sein ganzes Leben« hat auch er gegeben, als er sich kreuzigen ließ. Da hat er für sich keine Pläne mehr gemacht, sondern alles Gott anheim gestellt. Und der hat sich für ihn verbürgt, der hat ihn bestätigt in seinem Vertrauen, er hat ihn auferweckt, er hat ihm alle Macht gegeben auf der Erde und im Himmel, damit unser Vertrauen in ihn nicht enttäuscht wird.

»Meine Augen sehen stets auf den Herrn«, so könnte die Witwe mit dem Psalmisten gesagt haben. Sie erwartete, wir erwarten alles von ihm. Aber auch andersherum: Wir hoffen alles von dem, der am Opferkasten

sitzt und *uns* sieht, wie wir kommen mit unserem kleinen Glauben und unseren kleinen Gaben. Und uns sehen und uns lieben und sich für uns verbürgen, das ist bei Jesus eins. Bei der Witwe damals und bei uns heute, jetzt und hier.

*Amen*